

BIG

Summer



LAGO

© die Titels »Big Summer« (978-3-8344-1211-1) LAGO, Jennifer Verlagsgruppe
Nähere Informationen unter: <http://www.lago.com>

Für Meghan Burnett

*Niemand hörte ihn, den toten Mann,
Aber noch lag er dort, stöhnend:
Ich war viel weiter draußen, als ihr dachtet
Und ich winkte nicht, sondern ertrank.*

*Armer Kerl, immer zum Scherzen aufgelegt
Und nun ist er tot.
Es muss zu kalt für ihn gewesen sein, sein Herz gab auf,
Sagten sie.*

*Oh, nein nein nein, es war immer zu kalt
(Noch lag der Tote dort, stöhnend)
Ich war mein Leben lang zu weit draußen
Und ich winkte nicht, sondern ertrank.*

»Ich winkte nicht, sondern ertrank«

(Originaltitel: »Not Waving but Drowning«) von Stevie Smith

Prolog

1994

Mitte September war die Spitze Cape Cods praktisch verwaist. Die Touristen hatten ihre Sachen zusammengepackt und waren nach Hause gefahren. Die Straßen waren leer, die herrlichen Strände verlassen. Was schade war, denn im September war das Meer endlich warm genug zum Schwimmen – vor allem, wenn es im August heiß gewesen war. Die Wege durch die Dünen und an den Cranberry- und Blaubeersträuchern vorbei waren menschenleer, obwohl es reife Früchte im Überfluss gab. Auf dem Weg vom Cottage zum Strand pflückten Aidan und sie Strandpflaumen, murmelten jedes Mal *Plink! Plenk! Plank!*, wenn eine weitere Pflaume in das mitgebrachte Metalleimerchen fiel, und fühlten sich dabei wie die Heldin des Kinderbuches *Blaubeeren für Sal* von Robert McCloskey.

Du wirst dort draußen den Verstand verlieren, hatte ihr Vater gewarnt, als Christina ihn um das Cottage gebeten hatte, das auf einer der Dünen in Truro thronte. Es ist so leer. So einsam. Es ist niemand da, es gibt nichts zu tun. Aber er hatte nicht Nein gesagt, und im Laufe der ersten Wochen und Monate hatte

Christina gelernt, die Abgeschlossenheit und die Stille zu schätzen – und die Nachmittagssonne, die den Holzboden wärmte, auf dem ihre rote Katze so gerne schlief.

Nun, da die Sommergäste fort waren, konnte sie sich auch den Parkplatz an der Commercial Street wieder aussuchen, wenn sie und Aidan zum Einkaufen nach Provincetown fuhren. Und wenn er im Supermarkt artig war, dann kaufte sie ihm eine Tüte Eis bei den Lewis Brothers oder eine Malasada in der portugiesischen Bäckerei.

Mittlerweile kannte sie jede Marotte des kleinen Häuschens. Die Türen, die jedes Mal zu klemmen begannen, wenn es regnete. Das Knarren der Dachbalken, wenn sie sich am Abend zur Ruhe begaben. Und bei Gewitter ging sie auf die Veranda und sah zu, wie die Blitze in die Cape Cod Bay einschlugen, während ihr der Regen ins Gesicht peitschte und sie sich vorstellte, wie sie und ihr kleiner Junge sich am Bug eines Schiffes ganz allein der tosenden See entgegenstellten.

Manchmal fühlte sie sich genau so. Ihre Mutter war tot, ihre Schwestern und ihr Bruder waren allesamt mehr als zehn Jahre älter als sie und wie Fremde, die man bloß an den Feiertagen sah, und ihr Vater hatte sie ungläubig angesehen, als sie ihn um das Cottage gebeten hatte. Verwunderung, die sich in Wut verwandelt hatte, als er den Grund dafür erfahren hatte.

»Daddy, ich bin schwanger.« Er war zuerst blass geworden, dann hatten ungesunde rote Flecken sein Gesicht überzogen. Sein Mund hatte sich einige Mal lautlos geöffnet und geschlossen, während er sie zornig angesehen hatte. »Und ich werde das Baby behalten. Ich ziehe es allein groß.«

Er hatte zu toben begonnen und wollte wissen, wessen Baby es war, doch Christina hatte bloß gemeint: »Meines.« Also hatte

er sie angeschrien und Speichel war aus seinem Mund geschossen, während er von ihr verlangt hatte, ihm endlich zu sagen, für wen sie die Beine breitgemacht hatte. Wessen Hure sie gewesen war. Er hatte sie mit all den Worten beschimpft, die sie vorausgesehen hatte, und mit einigen, die sie überrascht hatten, und am Ende hatte er gemeint: »Du hast mir das Herz gebrochen.« Doch sie hatte geschwiegen und Ruhe bewahrt, während er gebrüllt und ihr gedroht hatte. Irgendwann hatte er sich beruhigt – genau, wie sie es vorhergesehen hatte.

Na gut. Dann geh. Ich wünsche dir viel Vergnügen, hatte er gemurmelt und ihr den Schlüssel und eine Liste mit den Telefonnummern des Verwalters, des Klempners, der Müllabfuhr und des Heizungsmonteurs gegeben. Sie war in Boston geblieben, bis das Baby auf der Welt war und die Nähte verheilt waren, dann hatte sie ihr Kind eingepackt und sie hatten sich gemeinsam die Route 6 entlang auf den Weg nach Truro gemacht. Die Straße verlief kurvenreich und eng. Schließlich kamen sie zur Brücke in Sandwich, fuhren weiter hinauf nach Hyannis, vorbei an Dennis und Brewster, Harwich und Orleans, Eastham und Wellfleet, und schließlich nach Truro und auf einen ausgefahrenen Feldweg, der direkt vor dem Cottage endete. Sie hatte Angst gehabt, dass Aidan auf der Fahrt unruhig werden oder weinen würde, doch er hatte hellwach und mit großen Augen wie eine weise alte Eule in seinem Autositz gesessen, während sie über den Feldweg geholpert waren und schließlich auf dem kleinen, verdorrten Wiesenfleckchen vor dem Cottage gehalten hatten. »Wir sind zu Hause«, hatte sie gemeint und ihn in die Arme genommen, und obwohl er erst drei Wochen alt gewesen war, war es ihr vorgekommen, als hätte er sie verstanden.

Das Cottage war nichts Besonderes. Ein Sommerhaus ohne Zentralheizung und Spülmaschine, dafür mit löchrigen Fliegenschutzgittern und lediglich einer Handbrause in der Badewanne anstatt einer Dusche. Die Bettlaken waren abgenutzt, die Stoffservietten passten nicht zueinander, und die Küchenschränke waren voller angesprungener Tassen und Gläser vom Flohmarkt. Es hatte nichts mit den prachtvollen, riesigen Sommerhäusern gemein, die die Reichen hoch oben auf den Dünen gebaut hatten, nachdem sie Truro für sich entdeckt hatten, doch das war Christina egal. Sie liebte jeden unvollkommenen Zentimeter.

Die angenehme Stille war genau das, was sie nach der Zeit in New York brauchte. Trotz der warnenden Worte ihres Vaters fand sie Freunde, die ihr halfen, die Wände zu isolieren und die Löcher mit Stahlwolle zu stopfen, sodass den Mäusefamilien im darauffolgenden Winter der Zugang ins Cottage verwehrt blieb. Sie kaufte kleine Heizgeräte für die Zimmer, legte geflochtene Baumwollteppiche auf den knarrenden alten Holzböden aus und besorgte dicke Wolldecken für die Betten.

Sie fand Wege, alles zu bekommen, was sie brauchte. Sie tauschte alte Tomatensorten gegen Honig und Feuerholz, schrieb Ehegelübde im Tausch gegen eine Kaschmirdecke, und bekam eine hübsche himmelblaue Vase für das Überarbeiten einer Kontaktanzeige. Sie machte aus dem Sommer-Cottage ein Zuhause, und sie schuf ein Leben voller Routine und kleinen Ritualen für sich und ihren Sohn. Haferbrei mit Honig zum Frühstück, ein Eis am Stiel mit Kirschgeschmack nach einem langen Tag am Strand, und drei Geschichten vor dem Schlafengehen – zwei vorgelesen, eine selbst erfunden.

Nachdem Aidan an diesem Abend eingeschlafen war, wickelte sich Christina in ihre Kaschmirdecke mit den weichen

Fransen, schenkte sich ein Glas Wein ein und trat barfuß auf die Terrasse, um dem Wind zu lauschen. Es war bereits dunkel, und eine scharfe, kühle Brise wehte vom Meer herein. Am Nachmittag war es über zwanzig Grad warm gewesen, warm genug, um noch schwimmen zu gehen, doch der abendliche Wind erzählte bereits vom Winter.

Sie ging zurück ins Haus, durch die unaufgeräumte Küche, vorbei an den Einmachgläsern, die sie am Vormittag mit selbst gezogenen, sauer eingemachten Tomaten, grünen Bohnen und Gurken gefüllt hatte, während Aidan in der Vorschule gewesen war, und durch das Wohnzimmer mit den windschiefen Bücherregalen voller ausgebleichter, von der Feuchtigkeit aufgeweichter Taschenbücher und den Weidenkörben mit Aidans Legosteinen und Holzklötzen. In der Ecke stand ihr Schreibtisch, eine der wenigen brauchbaren Antiquitäten im Haus. Der geschlossene Laptop stand verlassen in der Mitte und ein gerahmtes Vintage-Poster von Paris schmückte die Wand darüber.

Sie trat ins Schlafzimmer, um nach Aidan zu sehen, beugte sich über ihn und strich mit dem Daumen sanft über seine Wange. Er war gerade erst vier geworden, doch er war schon jetzt nicht mehr das pummelige Kleinkind, das sich so herrlich weich in ihren Armen angefühlt hatte. Trotzdem war seine Wange immer noch so samtig wie am ersten Tag, an dem sie ihn gehalten hatte. *Mein Schatz*, dachte sie mit Tränen in den Augen.

In den Tagen nach Aidans Geburt, als sie halb verrückt vor Einsamkeit und den Hormonen gewesen war, als ihre Nähte geschmerzt und ihre Brüste jedes Mal getropft hatten, wenn er geschrien hatte, hatte sie alles zum Weinen gebracht. Auch die missliche Lage, in der sie sich befunden hatte. *Vor allem* ihre missliche Lage.

Du hast es so gewollt, hatte Aidans Vater sie erinnert, als er endlich die Zeit gefunden hatte, sie zu besuchen. *Du hattest die Wahl*. Und das stimmte. Sie hatte sich bewusst dafür entschieden und sich eingeredet, dass das Glas halb voll und nicht halb leer wäre. Dass ein kleiner Teil des Ehemanns einer anderen Frau besser war als kein Mann. Als sie von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, war es ein unerwartetes Geschenk gewesen. Ein Wunder. Wie konnte sie die Chance auf dieses neue Leben ausschlagen? Die Chance, ihr eigenes Leben von Grund auf zu erneuern?

Als sie noch mit Aidans Vater zusammen gewesen war, hatte er ihr ständig versprochen, seine Frau zu verlassen. Sie hatte sich ihr gemeinsames Leben in den schönsten Farben ausgemalt. Ein prachtvolles, strahlendes Leben in New York City. Doch jetzt, nach vier Jahren mit Aidan, hatte sie diese Fantasie längst begraben. Im Grunde hatte sie Aidans Vater nie geglaubt. Nicht wirklich. Tief im Inneren – wo sie ehrlich zu sich selbst sein konnte – hatte sie es immer gewusst. Er wollte seinem Alltag entfliehen. Spaß haben. Eine Affäre. Nichts Ernstes. Er hätte seine Frau und ihr Geld niemals verlassen.

Aber sie hatte Aidan. Ihren Prinzen, ihren Schatz, ihren Augenstern. Selbst wenn sie auf der Straße gelebt und nahe am Verhungern gewesen wären, wäre sie glücklich gewesen. Aidan brachte ihr mit dreckigen Fingern Gänseblümchen und Möhrenblüten. Er schenkte ihr sein Eimerchen voller Sand und glitzernder Muschelschalen. Er drückte ihr nach dem Frühstück weiche, honigverschmierte Küsse auf die Wange und nannte sie *meine wunderschöne Mama*.

Irgendwann würde sie zurück in die Stadt gehen und die losen Enden des Lebens wieder aufnehmen, das sie zurückgelassen hatte. Sie würde ihre alten Redakteure ausfindig machen und

ihnen ihre Geschichten schmackhaft machen. Sie würde sich mit alten Freunden treffen und Aidan in New York zur Schule schicken. Vielleicht würde sie sich wieder verlieben, vielleicht aber auch nicht. Und selbst wenn sie am Ende womöglich niemals das glitzernde Leben einer wohlhabenden Dame gelebt haben würde, das sie sich in ihrer Jugend erträumt hatte, konnte sie sagen, dass ihr Leben sie glücklich gemacht hatte.

Christina begann ein altes Beatles-Lied zu singen: »*Blackbird, singing in the dead of the night; take these broken wings and learn to fly; all your life, you were only waiting for this moment to arise.*«

Ihre Geschichte neigte sich bereits dem Ende zu, doch in jener Nacht ahnte sie noch nichts davon. In jener Nacht saß sie im dunklen Schlafzimmer bei ihrem Sohn, ihre weiche Decke um die Schultern geschlungen, lauschte dem Wind, der um die Ecken des Cottages pfiff, und dachte: *Ich hätte nicht geahnt, dass ich so glücklich sein kann.*

Sie dachte: *Genau so sollte es schon immer sein.*

Teil eins

Kapitel eins

2018

»Oh mein Gott, es tut mir *so leid!* Bin ich zu spät?« Leela Thakoon eilte mit einer Umhängetasche über der Schulter, einem Kleidersack über dem rechten Arm und einem schuldbewussten Gesicht in den Coffee-Shop. Sie hatte die lavendelgrauen Haare zu einem hohen Pferdeschwanz gebunden und die Lippen auffällig rot geschminkt. Mit ihrem runden Gesicht und dem zierlichen Körper sah sie genauso aus wie auf Instagram, nur ein wenig älter und ein wenig erschöpfter, was vermutlich auf alle Sterblichen zutraf, die sich ohne die Hilfe von diversen Filtern der Welt stellen mussten.

»Du bist nicht zu spät, ich war zu früh«, erwiderte ich und schüttelte ihr die Hand. Für mich gab es nichts Schlimmeres, als zu spät zu einem Termin zu kommen, keuchend und mit rotem Gesicht. Abgesehen davon, dass ich mich körperlich nicht wohl dabei fühlte, bestätigte es die schlimmsten Vorurteile gegenüber dicken Frauen – *faule Couch-Potatoes, die nicht einmal eine Treppe hinaufgehen können, ohne außer Atem zu geraten.*

Nachdem ich mich heute von meiner allerbesten Seite zeigen wollte, hatte ich bereits um sechs Uhr früh mit dem Training

begonnen und mir danach eine Stunde Zeit gegeben, um mich wieder zu fangen. Ich wusste aus leidvoller Erfahrung, dass auf jede Stunde Sport mindestens eine halbe Stunde Erholung folgen musste, damit ich zu schwitzen aufhörte. Ich war zwanzig Minuten zu früh in den Coffee-Shop gekommen, den Leela vorgeschlagen hatte, damit ich die Umgebung checken, mir einen vorteilhaften Platz suchen und eine coole, in sich ruhende Aura aufbauen konnte. Es war stressig, aber wenn ich diesen Deal abstaubte, verdiente ich als Influencerin mehr Geld als in meinem regulären Zwanzig-Wochenstunden-Job als Kindermädchen und vielleicht sogar noch mehr, als der Account meines Hundes einbrachte. Ich konnte zwar trotzdem nicht meinen gesamten Lebensunterhalt mit meiner Onlinearbeit bestreiten, aber ich würde diesem Ziel ein großes Stück näher kommen. Als es während der heutigen Yogaeinheit Zeit für die Formulierung unserer Vorsätze wurde, dachte ich: *Bitte*. Bitte lass es wahr werden. Bitte lass es funktionieren.

»Willst du etwas trinken?«, fragte ich. Ich hatte bereits meinen Lieblingsommerdrink vor mir stehen – kaltgebrühter Kaffee mit einem Schuss Sahne und Extra-Eis.

»Nein, danke, ich bin versorgt.« Leela zog eine Wasserflasche aus umweltbewusstem Metall aus ihrer Tasche, öffnete den Deckel und nahm einen Schluck. *Okay*. Wenigstens befand sich mein Kaffee in einem Glas und nicht in einem Plastikbecher. »Es freut mich *unglaublich*, dich kennenzulernen.« Leela breitete den Kleidersack über einen leeren Stuhl, strich ihre ohnehin glatten Haare glatt, setzte sich, schlug die Beine übereinander und schenkte mir ein strahlendes Lächeln. Sie trug weite Khaki-Shorts, die sie bis zum Nabel hochgezogen und eng um ihre winzige Taille verschnürt hatte, und dazu ein blusenartiges

weißes Top mit Dolman-Ärmeln, die ihre schlanken Arme unbedeckt ließen. Sie hatte eine herrlich goldene Bräune, wie ich sie nicht ansatzweise zustande brachte und die vermutlich von einem Kurzurlaub auf Tahiti oder Oahu stammte. Um den Hals trug sie ein kesses rotes Tuch, das von einer großen, mit Edelsteinen besetzten Brosche zusammengehalten wurde. Sie sah aus wie eine winzige, androgyne Elfe, oder wie ein kleiner, süßer und modebewusster Pfadfinder. Irgendein Teil ihres Outfits stammte mit Sicherheit aus einem Second-Hand-Laden, den ich niemals finden würde, und ein anderes von einer Website, die meine Suchmaschine gar nicht ausspuckte. Vielleicht war es aber auch die Arbeit eines Designers, von dem ich noch nie gehört hatte, dessen Kleidergrößen mir niemals gepasst hätten, und bei dem ein Teil mehr als meine Monatsmiete kostete. Und ich meine die *ganze* Monatsmiete, nicht nur die Hälfte, die ich bezahlte.

Leela schloss den Deckel ihrer Flasche und nahm sich Zeit, um mich zu mustern. Ich nippte an meinem Kaffee und versuchte, ruhig zu bleiben und die Unsicherheit weg zu atmen, die mich jedes Mal in Gegenwart einer stylischen und gleichzeitig possierlichen Person wie Leela Thakoon überkam. Ich trug eines meiner liebsten Sommeroutfits, eine hüftlange hellgelbe Leinentunika über einem einfachen, weißen Shirt mit kurzen Ärmeln, olivgrüne Capri-Leggings mit Knöpfen an den Aufschlägen, hellbraune Plateau-Sandalen und als Accessoires eine lange Kette aus Schildpattimitat, große goldene Creolen und eine übergroße Sonnenbrille. Meine braunen Haare hatte ich am Oberkopf zu einem Knoten gedreht, der hoffentlich lässig und unangestrengt wirkte, auch wenn ich zwanzig Minuten und drei verschiedene Styling-Produkte dafür gebraucht hatte. Mein Make-up war einfach, bloß ein wenig getönte Tagescreme, um

meinen olivfarbenen Teint zu ebnen, Mascara und einen rosa schimmernden Lipgloss. Ein Look, der sagte: *Ich mache mir Gedanken, aber nicht zu viele.*

Früher hatte ich mich in meiner Kleidung versteckt, fast ausschließlich Schwarz getragen und nur hin und wieder einen Abstecher ins Blaue gewagt. Mittlerweile trug ich Farben und Schnitte, die nicht aufrugen oder mich wie eine Kiste aussehen ließen, sondern meine Figur betonten und mir ein positives Gefühl bereiteten. Jeden Morgen fotografierte und postete ich mein Outfit des Tages (*#outfitoftheday*) und markierte die Designer oder die Läden, bei denen ich einkaufte, auf meiner Instagram-Seite und in meinem Blog *Big Time*. Ich achtete auf die passende Frisur und ein stimmiges Make-up, vor allem wenn ich Kleider trug, die ich geschenkt bekommen hatte oder für die ich – noch besser – Geld bekam, wenn ich sie trug.

Es waren zwar gewisse Barauslagen im Hinblick auf Haarschnitt, Farbe und Styling notwendig gewesen, und ich hatte unzählige Stunden in Parfümerien und auf Youtube bei diversen Tutorials verbracht, bis ich alles selbst hinkommen hatte, aber ich sah es als Investition, die sich hoffentlich irgendwann bezahlt machen würde.

Bis jetzt sah es jedenfalls gut aus. »Oh, mein Gott, sieh dich nur an!«, rief Leela und klatschte erfreut in die Hände. Ihre Nägel waren unlackiert und kurz geschnitten. Einige waren etwas ausgefranst, als würde sie daran nagen. »Du bist *hinreißend!*«

Ich erwiderte ihr Lächeln – es war unmöglich, es nicht zu tun – und fragte mich, ob sie es ehrlich meinte. Ich hatte zwar nicht viel Erfahrung, aber sie wuchs ständig, und ich hatte bereits erkannt, dass Modelleute sich gerne dramatisch und überschwänglich gaben und ihr übertriebenes Lob nicht immer ernst zu nehmen war.

»Also, was möchtest du über die Kollektion wissen?«, fragte sie, holte einen Moleskine-Kalender, einen Füller und ein kleines Tintenglas aus ihrer Tasche und reichte alles neben ihre Wasserflasche auf. Ich versuchte, sie nicht anzustarren. Ich hatte natürlich Fragen zu ihrer Kollektion und zu unserer Zusammenarbeit, aber vor allem hätte ich gerne mehr über Leela persönlich erfahren. Ich wusste, dass sie in meinem Alter war und früher ein wenig gemodelt und geschauspielert hatte. Dabei hatte sie ein paar unterbeschäftigte reiche Söhne und Töchter kennengelernt und begonnen, sie zu stylen. Diese wiederum hatten sie an diverse Celebrities weiterempfohlen, die sie dann ebenfalls einkleiden durfte. Innerhalb weniger Jahre hatte sie über hunderttausend Follower auf Social Media angehäuft, die ihren Feed abonnierten, um sich Fotos von schönen Leuten in schönen Klamotten an schönen Orten rund um den Globus anzusehen. Als sie schließlich die Gründung ihres eigenen Modelabels bekannt gegeben hatte, waren ihr ihre Follower als Kunden fast schon gewiss gewesen, denn wer kannte nicht die Bilder ihrer Kundinnen, die sich auf einer Yacht reckelten und dabei einen Häkelbikini trugen, den Leela bei einem Strandhändler in Brasilien entdeckt hatte? Oder die in einem maßgeschneiderten, von Hand mit Perlen bestickten Unikat über den roten Teppich flanierten? Oder die in einem unaufgeregten Ensemble aus atmungsaktivem Leinen in einem verarmten Dorf Bilderbücher an lachende Kinder verteilten?

Beim Start ihres Labels *Leef* hatte Leela eigens betont, dass ihre Kollektionen die Größentabelle »in ihrer Gesamtheit umfassen« würden. Sie wollte nicht nur Kleider für schlanke Frauen verkaufen und den beleibteren Kundinnen ab und zu einen Knochen in Form einer verspäteten Limited Edition zuwerfen, oder uns – noch schlimmer – schlichtweg ignorieren. In den Videos,

die ich mir angesehen hatte, und in den Presseausschnitten auf ihrer Homepage hatte Leela durchaus ehrlich geklungen, als sie meinte: »Es ist nicht fair, dass Designer und Designerinnen eine ganze Gruppe von Frauen auf Schuhe, Handtaschen und Tücher reduzieren, bloß weil irgendjemand einmal festgelegt hat, dass sie zu dick oder zu klein sind, um modische Kleidung zu tragen. Meine Kleider sind für alle Frauen. Für uns alle.« *Amen, Schwester.*

Es klang tatsächlich gut, aber es war auch ein ziemliches Klischee. Heutzutage gaben sogar Designer, die lieber gestorben wären, als ein paar Kilo zuzunehmen, und die eher Mode für Handtaschenhündchen designt hätten als für eine übergewichtige Kundschaft, die richtigen Plattitüden von sich und setzten die richtigen Zeichen. Ich musste mir also selbst ein Bild machen, ob Leela es ernst meinte.

»Erzähl mir doch, weshalb du begonnen hast, dich für Mode zu interessieren«, bat ich.

»Na ja, es hat eine Weile gedauert«, antwortete Leela und lächelte ihr bezauberndes Lächeln. »Ich habe mich schon immer für Dinge interessiert, die mir die Möglichkeit gaben, mich selbst auszudrücken. Könnte ich schreiben, wäre ich Schriftstellerin geworden. Hätte ich künstlerisches Talent, würde ich malen oder Skulpturen fertigen. Und natürlich sind meine Eltern immer noch tief enttäuscht, dass ich nicht Medizin studiert habe.« Ein schmerzerfüllter oder auch wütender Ausdruck huschte über ihr Gesicht, der so gar nicht zu ihrer spitzbübischen Fröhlichkeit passen wollte, aber bevor ich ihn einordnen konnte, machte er auch schon wieder einem strahlenden Lächeln Platz. »Die Zeit an der Highschool war beschissen. Gemeine Zicken, wie wir sie alle kennen. Ich brauchte eine Weile, um mich wieder aufzurappeln, aber ich habe es

überlebt. Und ich merkte, dass ich gut darin bin, Outfits zusammenzustellen. Ich weiß, wie man ein Zehn-Dollar-T-Shirt mit einem Zweitausend-Dollar-Rock kombiniert und es gewollt aussehen lässt.« Ich nickte, als hätte ich einen Kleiderschrank voller Zweitausend-Dollar-Röcke und anderer Teile für gewollte Kombinationen besessen. »Also habe ich begonnen, als Stylistin zu arbeiten, und dabei habe ich herausgefunden, dass Frauen noch immer nicht die Auswahl zur Verfügung steht, die wir verdienen.« Sie drückte den Rücken durch und richtete sich auf, dann hob sie einen Finger, der mit zahllosen hauchdünnen Goldringen geschmückt war. »Wenn du dich außerhalb der gängigen Größentabellen bewegst und du keine Kleidungsstücke findest, die dir wirklich passen.« Weitere Finger schossen nach oben. »Wenn deine Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist und du keine Kleider ohne Haken, Knöpfe und Reißverschlüsse findest. Wenn du jung bist. Wenn du kein Geld hast. Oder wenn du Kleider willst, die von Leuten produziert wurden, die genug verdienen. Ich will nicht, dass Frauen ständig Kompromisse eingehen müssen«, erklärte sie mit weit aufgerissenen Augen und ernstem Gesicht. »Keine Frau sollte sich entscheiden müssen, ob sie lieber hübsch aussehen oder Klamotten aus Ausbeuterbetrieben vermeiden möchte.«

Ich nickte noch immer und hatte sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich selbst immer wieder bei Discountern Klamotten kaufte und damit die Fast-Fashion-Industrie befeuerte.

»Nachdem ich die bestehenden Möglichkeiten abgewogen hatte, wurde mir eines klar: Ich wollte selbst Kleider entwerfen«, fuhr Leela fort. »Ich wette, du weißt, wie gut es sich anfühlt, wenn man einen Look zusammenstellt, und er einfach ...« Sie hielt inne, legte die Fingerspitzen an ihre Lippen und küsste sie – eine